

Ausnahmen sind die Regel

Die moderne Genetik widerlegt den Rassismus

von Christian Schüller

Über eine Frage konnten sich die Anhänger der „Rassenlehre“ nie einigen: Wie viele „Rassen“ gibt es eigentlich? Schon Charles Darwin hat sich über diese „größtmögliche Meinungsverschiedenheit“ unter seinen Forscherkollegen Gedanken gemacht, nicht ohne Ironie.

Gab es nun zwei Rassen, wie Jean-Joseph Virey behauptete, oder vier, wie Immanuel Kant meinte? Fünf – nach Blumenbach –, sechs (Buffon), sieben (Hunter), acht (Agassiz), elf (Pickering), fünfzehn (Bory St. Vincent), sechzehn (Desmoulins), zweiundzwanzig (Morton), sechzig (Crawford) oder nach Burke dreiundsechzig Arten oder Rassen?

Die moderne Genetik hat darauf eine verblüffend einfache Antwort: „Es gibt 6 Milliarden Rassen – so viele Rassen wie Menschen!“ Man weiß heute, dass die Menschen viel verschiedener sind, als man sich bisher vorstellen konnte, zugleich aber viel enger miteinander verwandt.

Ein paradox scheinendes Ergebnis, das Darwin vor 150 Jahren zwar vorausahnte, aber mit den Mitteln seiner Zeit nicht beweisen konnte. Und selbst wenn es ihm gelungen wäre, die Rassenlehre als Mythos zu entlarven, der mit Naturwissenschaft so wenig zu tun hat wie die biblische Erzählung von Adam und Eva, so hätte das 20. Jahrhundert für diese Erkenntnisse wohl keine Verwendung gehabt.

Eine genetische Visitenkarte

Darwin und seine Zeitgenossen konnten noch nicht wie die moderne Genetik in die kleinsten Bausteine des Lebens blicken. Ihre Einteilungen der Menschen beruhten auf einigen wenigen äußeren Merkmalen wie Hautfarbe, Größe, Kopfform. Die Genetik kann mit ihren verfeinerten Werkzeugen aber eine Vielzahl von Erbmerkmalen identifizieren, die nicht sichtbar sind. Und kommt dabei auf Ergebnisse, die unsere bisherige Vorstellung von Vielfalt völlig sprengen!

Jeder von uns ist demnach Träger einer „genetischen Visitenkarte“ von gigantischen Dimensionen. Unser „Name“ entspricht einem Wort, das mindestens 3 Millionen Zeichen lang wäre, geschrieben in einem Alphabet mit bis zu tausend Buchstaben! Und jeder Name – so die Genetiker – kommt unter den Menschen nur ein einziges Mal vor.

Greifen wir nur drei biologische Merkmale heraus, die in der Medizin eine große Rolle spielen: die Blutgruppe, den Rhesus-Faktor und die HLA-Gruppe (Human Leucocyte Antigen), die bestimmt, ob wir ein Organtransplantat vertragen oder nicht. Das Blutgruppen-Gen kommt, wie wir wissen, in drei Varianten vor (A, B, 0), der Rhesus-Faktor in zwei Varianten (+ oder -), und die HLA-Gruppe eines Menschen wird von einer Kombination von sechs Genen bestimmt, die wiederum zwischen 19 und 61 Varianten aufweisen.

Geht man nur von diesen drei Erbmerkmalen aus, kommt man auf 1.291.178.228.421.950.000 mögliche Kombinationen – und genauso viele Individuen, die sich voneinander unterscheiden. Das sind weit mehr, als zur Zeit auf der Erde leben. Dabei hat jeder von uns weitaus mehr genetische Merkmale als die drei genannten.

Beeindruckende Zahlen – aber kann man damit unsere Alltagserfahrung in Frage stellen? Können wir einen Fremden nicht meist mit freiem Auge als Japaner, Araber oder Skandinavier identifizieren, und kommt es nicht sehr selten vor, dass wir uns dabei irren? Kann man daraus nicht schließen, dass unsere Klischees ziemlich verlässlich sind? Will die moderne Wissenschaft das alles in Abrede stellen?

Das lässt sich nicht so einfach beantworten, erwidert die Genetik. Zunächst kommt es einmal darauf an, was wir genau meinen, wenn wir im Alltag zwei Individuen oder Gruppen miteinander vergleichen. Beobachten wir Menschen, die wir nicht kennen, verbinden wir unwillkürlich Aussehen und Verhalten, also biologische und kulturelle Faktoren.

Können wir nur bis 3 zählen?

Einerseits bestätigt unsere Beobachtung immer das, was wir sehen wollen – Freund oder Feind. Andererseits gehen wir

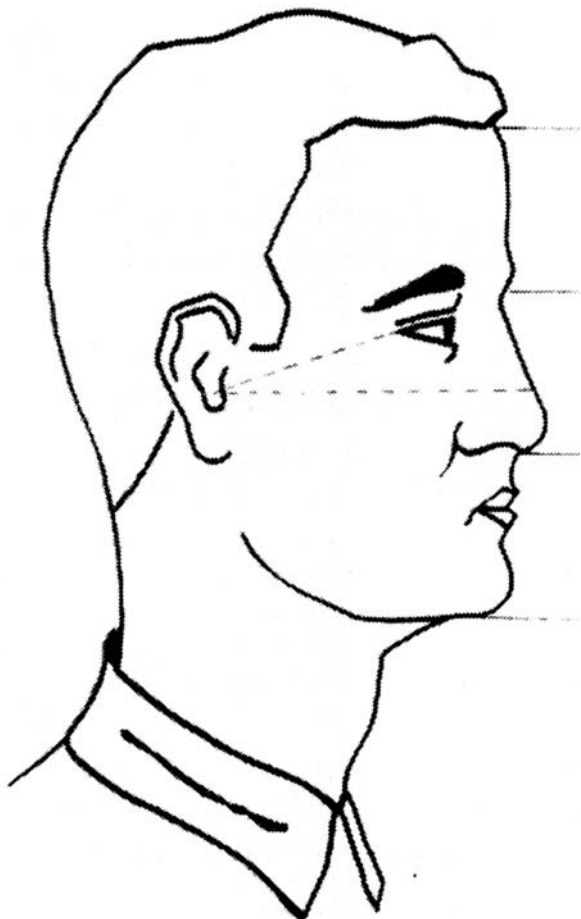


Aus einem Biologiebuch von 1996: „Verschiedene Menschenrassen“.

offenbar unbewusst von einer Faustregel aus: Je mehr sich jemand äußerlich von uns unterscheidet, desto weniger meinen wir, biologisch mit ihm „verwandt“ zu sein.

Woran aber messen wir diese biologische Ähnlichkeit, fragt der Genetiker. Und wie wir noch sehen werden, hat er gute Gründe, unserer alltäglichen Beobachtungsgabe zu misstrauen. Unser Bild von der Wirklichkeit ist nämlich immer eine extreme Vereinfachung – eine Karikatur.

So kommt es, dass Europäern, die noch nie in China waren, alle Chinesen zum Verwechseln ähnlich erscheinen. Die Erfahrung zeigt, dass es Menschen aus weit entfernten Kulturkreisen mit uns nicht anders ergeht. Würden wir ein fremdes Gesicht aber langsam nach einzelnen Gesichtspunkten untersuchen – es gleichsam „auseinandernehmen“, wie das Kriminalisten bei der Erstellung eines Phantombildes tun –, so würden wir entdecken, dass viele Merkmale zu ganz verschiedenen „Rassen“ passen. Und das würde uns einen ersten Hinweis darauf geben, dass dieser Mensch – wie jeder andere übrigens – eine sehr weitverzweigte Geschichte haben muss. So systematisch gehen wir aber im Alltag nicht vor. Denn zwei Gruppen nach mehreren Kriterien gleichzeitig zu vergleichen (z. B. nach Hautfarbe und Körpergröße), setzt bereits eine aufwendige mathematische Operation voraus. Unser praktischer Hausverstand wäre mit einer solchen Aufgabe mit Sicherheit überfordert.



i

Fragen:

- e Was und wo habt ihr bisher über „Menschenrassen“ gehört?
- e Welche Informationen aus dem Text sind neu und überraschend für euch?
- e Welche Gründe könnte es dafür geben, dass die Vorstellung, man könne Menschen in verschiedene „Rassen“ einteilen, heute nach wie vor weit verbreitet ist?

Deshalb wenden wir im Alltag einen Trick an, um uns das Leben zu erleichtern: Wir setzen ein bestimmtes Merkmal – zum Beispiel die Hautfarbe – an die erste Stelle und ordnen zunächst einmal danach die Personen. Danach wenden wir das nächste Merkmal an und bilden Untergruppen usw. Die Reihenfolge, in der wir dabei vorgehen, ist willkürlich, dem-

entsprechend auch das Resultat.

Wir wissenschaftliche Banausen können uns damit begnügen, oberflächliche Beobachter von Gesichtern zu sein, ohne dass ein Irrtum fatale Konsequenzen für unser Überleben hätte. Aber der Naturwissenschaft ist lange Zeit auch nicht mehr eingefallen als uns, auch sie tappte – bis zur Entwicklung der Genetik – im Dunkeln.

Einerseits wollte man die Menschen in eine Rangordnung bringen, das entsprach der vorherrschenden Ideologie: Platz für den Weißen Mann! Andererseits fand man keine brauchbaren Kriterien, auf denen man eine solche Wertung aufbauen konnte. So verfiel man darauf, Köpfe zu vermessen und in Lang- und Rundschädel einzuteilen. Dabei musste man feststellen, dass beide Typen in allen Bevölkerungsgruppen vorkommen. Auch die Gruppierung der Menschen nach der Hautfarbe löste nicht das Problem. Die Übergänge zwischen hell und dunkel sind innerhalb jeder Bevölkerung fließend. Und die Hellsten in der dunklen Gruppe sind heller als die Dunkelsten in der hellen Gruppe. Nehmen wir ein anderes äußeres Merkmal, die Körpergröße. Gehen wir von Durchschnittswerten aus, so sehen wir, dass die Bewohner gemäßigt-kalter Klimazonen ebenso wie die Wüstenbewohner größer sind als die Menschen, die in tropischen Regenwäldern oder im polaren Bereich leben.

Bei einem Größenvergleich zwischen etwa 100 Franzosen und genauso vielen Ketschua lag die Durchschnittsgröße der gemessenen Franzosen bei 175,2 cm, die der Ketschua bei 157,9 cm. Aber die Größten der Kleinen sind mit 170 cm immer noch größer als die Kleinsten der Großen (160 cm). Noch dazu kann sich die Körpergröße rasch ändern, von einer Generation auf die nächste. Selbst wenn man sich auf Durchschnittswerte beschränkt, bleibt die Frage, in welcher Reihenfolge man die Unterscheidungsmerkmale berücksichtigen sollte. Teilt man zuerst nach Hautfarbe ein und danach nach Körpergröße, oder zuerst nach der Schädelform und erst in zweiter Linie nach der Hautfarbe? Im 19. Jahrhundert schlug jeder Forscher, wie wir schon gesehen haben, seine eigene Einteilung vor, und die Zahl der Kategorien und Subkategorien wuchs ins Groteske ...

aus: Schüller, Christian/van der Let, Petrus (Hg.) (1999): Rasse Mensch. Jeder Mensch ein Mischling, Aschaffenburg: Alibri Verlag.

Das ganze Kapitel findet ihr unter:

http://www.akdh.ch/ps/ps_82Ausnahmen-Rgel.html